

„Man kann Gott nicht mit dem Rücken zu Auschwitz anbeten“

Marta S. Halpert im Gespräch mit Universitätsprofessor Maximilian Gottschlich zu seinem Buch „Versöhnung – Spiritualität im Zeichen von Thora und Kreuz“



Gemeinde: In Ihrem neuesten Buch schreiben Sie, dass die Versöhnung mit dem Judentum die vordringlichste ökumenische und spirituelle Aufgabe des Christentums im 21. Jahrhundert sei. Warum gerade jetzt?

Gottschlich: Weil die Zeit drängt. Die Menschheitstragödie der Shoah bedeutet einen Wendepunkt in der Beziehung zwischen Christen und Juden. So hätte es sein sollen. Aber die volle Rehabilitation des Judentums in der Kirche steht immer noch aus. Das ist, zwei Generationen nach Auschwitz, unerträglich. Die Mißachtung der jüdischen Voraussetzungen des christlichen Glaubens ist ein schwerer theologischer Mangel. Und es ist auch ein moralisch-ethisches Versäumnis, das in die Tiefe des christlichen Selbstverständnisses reicht. Ohne wahrhafte Versöhnung mit den Juden kann es die vielfach geforderte spirituelle Erneuerung des europäischen Christentums nicht geben. Christliche Spiritualität des 21. Jahrhunderts kann nur eine Spiritualität der Versöhnung mit dem Judentum sein - oder es wird sie nicht geben... Die Christen haben dazu nicht nochmals 2000 Jahre Zeit.

Können Sie das näher begründen?

Elie Wiesel hat den für christliche Ohren schmerzhaften, aber wahren Satz gesagt: „Der nachdenkliche Christ weiß, dass in Auschwitz nicht das jüdische Volk gestorben ist, sondern das Christentum.“ Das heißt, die Juden wurden physisch vernichtet, das Christentum ist aber moralisch-ethisch zugrunde gegangen. Die Versöhnung mit dem Judentum ist also die einzige Chance für die Christen, um das Christentum selbst zu retten. Das ist die Kirche den Juden nach zwanzig Jahrhunderten christlichen Antisemitismus und Judenhass schuldig; und das sind sich die Christen auch selbst schuldig, denn sie wurden ja zu Opfern ihres eigenen Antijudaismus. Dass sie dies in ihrer großen Mehrzahl bis heute noch nicht erkannt haben, liegt in den vielfältigen Mechanismen kollektiver Verdrängung und Schuldabwehr. Die Versöhnung mit den Juden ist also auch ein unverzichtbarer Akt der Psychohygiene, der die christliche Kollektivseele dringend bedarf. Wie lange will das europäische Christentum mit seiner verdrängten Schuld und Mitschuld am Genozid des europäischen Judentums noch leben?

Ihr Buch ist ein engagiertes und zugleich theologisch fundiertes Plädoyer für eine Neukonzeption christlichen Selbstverständnisses, das die jüdischen Wurzeln christlichen Glaubens und das Jude-Sein Jesu nicht mehr verdrängt, sondern in das Credo der Kirche integriert. Was treibt Sie bei diesem Thema an?

Ich möchte an meiner eigenen Lebensgeschichte als jüdisch „imprägnierter“ katholischer Christ zeigen, dass und wie man christlichen und jüdischen Glauben auf weiten Strecken miteinander verbinden kann, ja verbinden muss. Jesus war nicht nur – wie die Christen glauben – wahrer Gott und wahrer Mensch, er war auch wahrer jüdischer Mensch. Gott wird sich schon etwas dabei gedacht haben, dass er ausgerechnet in einem Juden inkarnierte, sich also in einem Juden ein menschliches Antlitz gab. An der Person Jesus scheiden sich zwar die Geister, er ist aber auch die Brücke, die Judentum und Christentum miteinander verbindet. Das möchte ich zeigen. Und das versuche ich auch seit Jahrzehnten in meiner persönlichen Glaubenspraxis zu leben. Ich verstehe mich da als spiritueller Grenzgänger,

der seine spirituelle Heimat in beiden Religionen hat. Vielleicht kann ich gerade auch als gelernter Kommunikationswissenschaftler einen kleinen Beitrag zu dieser notwendigen Versöhnung leisten. Versöhnung ist ja immer die Frucht von Kommunikation.

Wie würde das christliche Selbstverständnis aussehen, das Sie fordern?

Erstens: Man kann Gott nicht mit dem Rücken zu Auschwitz anbeten. Christliche Spiritualität der Zukunft kann sich nur mit Blick auf die Leidensgeschichte der Juden entfalten. Das erfordert nicht nur eine sich ständig überprüfende Kultur der Erinnerung, sondern auch eine neue Kultur der Scham – Scham über das dem Volk Israel von Christen oder mit christlicher Duldung zugefügte Leid.

Durch den christlichen Antijudaismus wurde dem heidnischen Nationalsozialismus der Boden aufbereitet. Auch wenn die Shoah von den Christen nicht verursacht wurde, so haben doch Papst, Bischöfe und die überwiegende Mehrheit des Klerus verabsäumt, Widerstand zu leisten. Man hat wegesehen und die „älteren Brüder im Glauben“ der Nazi-Vernichtungsmaschinerie überlassen.

Was bleibt heute zu tun? Aufklärung ist wichtig, aber nicht ausreichend. Aufklärung muss sich - um mehr zu sein als eine bloße intellektuelle Leistung, denn die ist nicht resistent genug gegen den immer noch wütenden Virus des Antisemitismus – mit Scham verbinden. Aufklärung und Scham gehören zusammen – an beiden mangelt es gerade in Österreich. Scham ist nämlich die einzige Brücke, die Opfer und Täter miteinander verbindet. Ohne Scham verkommt das Erinnern zur bloßen Inszenierung, die äußerlich bleibt und nicht das Herz berührt.

Zweitens: Es bedarf einer theologischen Neubestimmung des Christentums vor dem Hintergrund der Leidensgeschichte des Judentums. Diese Diskussion findet zwar in elitären theologischen Zirkeln statt, aber nicht unter dem Kirchenvolk. Christentum ist nicht ohne Judentum. Diese fundamentale Einsicht in die jüdischen Wurzeln christlichen Selbstverständnisses kann man nicht „von oben“ dekretieren, diese Einsicht muss aus dem Herzen jedes Christen kommen,

der sein Christentum ernst nimmt. Man kann nicht gegen das Judentum Christ sein, oder Christ sein wollen, indem man das Judentum tabuisiert, wie das heute geschieht.

Aber es gibt doch so etwas wie „Realpolitik“, auch in der Kirche. Diese läuft Ihrem Wunsch und Anspruch zuwider?

Ja, das erlebe ich sehr schmerzhaft. Ich habe den Umstand, dass ausgerechnet ein deutscher Papst die Geschicke der Kirche leitet als einmalige Gelegenheit empfunden, das Versöhnungswerk des polnischen Papstes Johannes Paul II nachhaltig fortzusetzen. Wer, wenn nicht er, könnte dies glaubwürdiger tun? Aber der Heilige Geist, an dessen Wirken ja die Christen glauben, wirkt offenkundig auf andere Weise. Die kirchliche Rehabilitation des rechtskonservativen britischen Bischofs und Holocaust-Leugners Richard Williamson durch Papst Benedikt XVI. hat in weiten Kreisen der europäischen Christenheit einen Aufschrei verursacht. Das Kirchenvolk hat – für wenige Momente wenigstens – gegen den Antisemitismus in den eigenen Reihen mobilisiert. Das ist das Gute im Schlechten. Ein Lehrbeispiel für religiöse Dialektik, im Übrigen.

Die wirkliche realpolitische Bedrohung findet im Nahen Osten statt. Hier ist die Solidarität des europäischen Christentums mit Israel gerade angesichts der atomaren Aufrüstung des Iran gefordert. Aber es steht zu befürchten, dass die Christen und die Kirche hier wiederum versagen. Auch das hat nicht nur kirchenpolitische, sondern tiefenpsychologische Gründe: Um die Mitschuld an der Shoah dauerhaft aus dem Bewusstsein auszublenden, muss auch die aktuelle, auf Vernichtung abzielende Bedrohung Israels durch den militanten Islamismus aus dem Bewusstsein ausgeblendet werden. Es funktioniert auch umgekehrt: Um den Preis der Verdrängung der aktuellen Bedrohung Israels, kann auch die Shoah verdrängt werden. Und dann ist es ein Leichtes, wie dies ausgerechnet der vatikanische Beauftragte für Menschenrechte, der Kurienkardinal Renato Martino unlängst getan hat, den Gaza-Streifen mit einem KZ zu vergleichen. Dieser unglaubliche Wahnwitz ist das Ergebnis jahrzehntelanger Verdrängung und Schuldabwehr.

Die einzig richtige Haltung wäre diese: Jeder Schlag ins Gesicht der Juden müsste auch als ein Schlag ins Gesicht der Christen empfunden werden. Davon sind wir noch weit entfernt. Heute scheint es eher umgekehrt: Jeder Schlag gegen Israel wird als heimliche Genugtuung empfunden. Man kann den Juden Auschwitz nicht verzeihen...

Ihre Großmutter väterlicherseits war Jüdin. Seit wann wussten Sie darüber Bescheid?

Ich habe das immer gewusst, es war ein Fakt aber kein Thema in unserer Familie. Mein Großvater Max, der 1917 während der bolschewistischen Revolution aus Riga nach Österreich geflohen war, wollte eigentlich nach Amerika weiterreisen. Er lernte aber sehr bald Clara Schacherl kennen. Sie war die Tochter des Grazer Landarztes und engagierten Sozialisten und Journalisten Dr. Michael Schacherl. Die Schacherls waren Pressburger Juden, die schon um 1870 in die Reichshauptstadt Wien gekommen waren. Nach dem 'Anschluss' 1938 konnte meine Großmutter nur dank der Treue meines „arischen“ Großvaters überleben. Auch meine Mutter Cäcilia, die ich vor wenigen Tagen erst begraben musste, überlebte den Krieg, obwohl auch sie keinen Ariernachweis erbringen konnte. Ihr Großvater war ungarischer Jude.

Wurde über die jüdischen Vorfahren zuhause gesprochen?

Leider viel zu wenig. Mein Vater und sein ausgeprägtes Interesse für religiöse Themen waren es eigentlich, der mir den Blick für das Jüdische öffnete. Er machte mir begreifbar, dass das Christentum nur verständlich und lebbar wird, wenn man es durch das Judentum sieht.

Ab wann haben Sie sich mit dem Christentum so grundsätzlich auseinandergesetzt?

Mich beschäftigte während meines Studium zunächst die Frage, wie religiöser Glaube unter den Bedingungen der modernen Informationsgesellschaft vermittelt werden kann. Das ist immer noch ein aktuelles Thema und wird es wohl bleiben. Aber inzwischen habe ich erkannt, dass die Fragen medialer Glaubensvermittlung nicht mehr von so großer Wichtigkeit sind. Vielmehr haben wir es mit einer neuen religiös-kulturellen Situation der Auf-

lösung tradierter konfessioneller Bindungen zu tun, die ganz andere, grundsätzlichere Fragen aufwirft. Im Zeichen einer sich globalisierenden Spiritualität, eines spirituellen Nomadentums, ändert sich das religiöse Selbstverständnis der Menschen. Das stellt Christentum und Judentum vor gänzlich andere, existenzielle Herausforderungen.

Sie haben in Jerusalem nach katholischem Ritus geheiratet?

Ja – auf dem Ölberg, in der kleinen Kirche „Dominus flevit“. Diese Kirche hat eine verglaste halbrunde Apsis und man hat einen fantastischen Blick auf das gegenüberliegende Jerusalem. Das ist ein Ort von besonderer Symbolkraft: eine auf Jerusalem hin offene und transparente Kirche.

Haben Sie eine religiöse Erziehung genossen?

Ich bin großteils in Internaten groß geworden. Religion war für mich damals ein Mittel psychisch zu überleben. Und da war noch die Lektüre Kafkas. Ihn machte ich mir zum Verbündeten um die Absurdität und Willkür, auch die Einsamkeit des täglichen Existenzkampfes eines schlechten Schülers zu bewältigen. Vor allem aber war es die ständige geistige Auseinandersetzung mit meinem Vater, die mich prägte. Er ging den Weg vom Atheisten über den Buddhisten bis zum katholischen Menschen, der in späteren Jahren seine jüdischen Wurzeln entdeckte. In diese Auseinandersetzung mit religiösen Fragen war ich stets eingebunden. So wie er, glaube ich übrigens auch, dass nichts in dieser Welt geschieht, was nicht Chiffre für etwas dahinter Verborgenes wäre. Die Kunst liegt darin, das Verborgene hinter dem Sichtbaren zu erkennen. Das ist mystisches Denken.

Man sieht Sie öfter im Stadttempel und nicht nur an den Hohen Feiertagen. Praktizieren Sie beide Religionen?

Ich bemühe mich. Und es zerreißt mich nicht, ich erlebe vielmehr die Möglichkeit der Integration, ich versuche beide Religionen in mein Leben zu integrieren. Das geschieht in bescheidener und privater Atmosphäre: Am Freitagabend nach dem Gottesdienst feiere ich den Schabbat mit der Lesung

der Psalmen – leider noch in Deutsch. Am Sonntag gehe ich in die Kirche. Dieser religiösen Praxis folge ich seit Langem. Ich verstehe mich als religiöse Mischexistenz, die der einen, unendlichen Geschichte nachgeht: der Liebesgeschichte Gottes mit der Menschheit. Beide Religionen erzählen davon. Aufgeschrieben ist diese Geschichte in den beiden Teilen der Heiligen Schrift, aber sie setzt sich fort im Leben jedes einzelnen.

Wie steht Ihre Familie dazu?

Mit 30 Jahren habe ich geheiratet, und fünf Jahre später -1983- fuhr ich mit meinem erstgeborenen Sohn nach Israel. Ich habe damals Rabbiner Israel Meir Lau aufgesucht und kurz meine Geschichte vor ihm ausgebreitet. Ich konfrontierte ihn mit meiner Absicht, zum Judentum überzutreten. Er hat mir zu verstehen gegeben, sagen wir mit einer Art freundlicher Gegenwehr, dass das nicht unbedingt notwendig sei. Er schätze meine Absicht, gab er zu verstehen, aber man brauche auch unter den Christen gute Freunde. Er hat mir zwar keine Türe zugestoßen, aber auch keine geöffnet. Seine Antwort ist für mich allerdings dann doch irgendwie lebensbestimmend geworden. Als religiöser Grenzgänger etwas für die größere Durchlässigkeit scheinbar unüberwindbarer konfessionellen Grenzen zu tun.

Waren Ihre Kinder in ihr religiöses Leben eingebunden?

Solange meine ersten beiden Söhne noch jünger waren, waren sie in diese häusliche Zeremonie miteingebunden. Später gingen sie dann auch religiös eigene Wege. So blieben mein Vater, der seit einem Schlaganfall mehr als zehn Jahre mit uns in einem gemeinsamen Haus lebte, und ich übrig. Bis zum Tod meines Vaters, im Jahre 2000, war das so. Heute bin ich mit dem Lesen der Psalmen alleine. Manchmal kommen die großen Kinder auf Besuch, häufiger ist mein jüngster Sohn Elias – er ist sieben – dabei: Für ihn sind schon die halblaut gelesenen Psalmtexte Geschichten. Geschichten von Gott.

Haben Sie das Gefühl, dass die jüdische Seite Sie versteht, Ihre Bemühungen respektiert?

Man lässt mich. Ich freue mich über die Gastfreundschaft, die mir Oberrabbiner Eisenberg entgegenbringt und bin ihm sehr dankbar dafür, bisweilen an den Gottesdiensten im Tempel teilnehmen zu dürfen. Das Zwiegespräch mit Gott fällt mir hier leichter als in der Kirche. Da ist diese tiefe, emotionale Schwingung beim Gesang des Kantors und den Gebeten der Gemeinde. Hier fühle ich mich aufgehoben – irgendwie seelisch daheim. Kantor Barzilai kann ich nicht oft genug sagen, wie sehr sein Gesang mein Herz erfüllt.

Sind Sie in Ihrem Streben nach Versöhnung der zwei messianischen, monotheistischen Religionen schon mit dem Vorwurf der Missionierung konfrontiert worden?

Nein. Deswegen sage ich ja auch ganz deutlich, dass Versöhnung nichts mit Missionierung zu tun hat und zu tun haben darf. Weder Dialog, noch gar Versöhnung können um den Preis der Unterwerfung des Anderen gelingen. Auch darf die christliche Umarmung der Juden nicht zu deren Ersticken führen, wie das bei manchen fundamentalistischen Gruppierungen der Fall ist.

Was ich versuche, ist darzustellen, wie beide Religionen einander ergänzen und durch das ewige Wort Gottes miteinander verbunden sind. Ein Bund, den Gott mit den Menschen geschlossen hat, aber zwei Wege, zwei Berufungen. Beide Religionen verbindet die Arbeit an der Erlösung der Menschen. Beide glauben an den Messias, die einen, das er schon da war und wiederkommen wird, die anderen, dass er noch kommen wird, wenn die Zeit reif ist. Und das hängt wiederum von den Menschen selbst ab. Das sind keine fundamentalen Widersprüche. Beide Religionen sind miteinander also in messianischer Weggemeinschaft verbunden. Sie müssen sich das nur immer wieder klar machen.

Versteht und akzeptiert man Ihre Versöhnungsvorschläge?

Jüdisch-christliche Versöhnung ist ein spirituelles Zukunftsprojekt, das immer wieder mit Rückschlägen rechnen muss. Das gilt natürlich auch für mich persönlich. Ich sitze ja gleichsam zwischen zwei Stühlen: Die Juden könnten meine Bemühungen als An-

biederung missverstehen; die Christen haben wahrscheinlich Schwierigkeiten mit meiner bisweilen scharfen Kritik am kirchlichen Antisemitismus und könnten sich an meiner christlich-jüdischen Grenzgängerschaft stören. Beides muss ich in Kauf nehmen.

Worauf führen Sie das distanziert-kühle Verhältnis der Kirche zum Staat Israel zurück?

Die entscheidende Wende im Verhältnis zwischen Kirche und Judentum brachte das Konzilsdekret „Nostra Aetate“ von 1965, in dem sich die Kirche des gemeinsamen Erbes mit den Juden erinnert. Es dauerte aber noch bis 1993 bis auch der Staat Israel vom Vatikan anerkannt wurde. Man wollte u.a. aus Rücksicht auf die kleinen christlichen Gemeinden in der arabischen Welt Israel nicht anerkennen. Es ist immer wieder der Irrtum der Appeasement-Politik, der hier zu politisch-diplomatischen Fehleinschätzungen und realpolitischen Fehlhandlungen führt. Und dann dürfte es immer noch der multiresistente Keim des Antisemitismus und Judenhasses sein, der hier die Wahrnehmung der politischen Realität trübt. Wo hört man den Aufschrei der Kirche und ihrer Repräsentanten gegen die Dauerangriffe der Hamas? Wo bleiben die mahnenden Worte des Papstes gegen die atomare Aufrüstung des Iran? Was hat man aus der Shoah gelernt? Lässt man

das Volk Israel wieder in Stich? Bereitet sich ein zweiter Sündenfall der europäischen Christenheit vor?

Spiritualität hat auch eine politische Dimension. Die politische Dimension dieser Spiritualität der Versöhnung liegt in der Solidarität mit Israel.

Sind Sie ein Suchender?

Ich bin, wie jeder, der sich bemüht, beides, Suchender und Findender.

Aber allein, suchen zu dürfen, ist schon Geschenk, ein Luxus, den sich nicht jeder leisten kann oder leisten will. Das Finden besteht in der inneren Erfahrung und Gewißheit, dass sich beide Religionen wechselseitig befruchten können und wenn dies geschieht, dass sich dann der Reichtum des dahinter verborgenen Ganzen zu erkennen gibt...



Maximilian Gottschlich

Geb. 1948 in Wien; seit 1983 Univ.-Professor am Institut für Publizistik- und Kommunikationswissenschaft der Universität Wien. Zahlreiche Studien und Veröffentlichungen zu Problemen der modernen Kommunikationsgesellschaft, der Medien- und Kommunikationsethik, des modernen Antisemitismus, des Verhältnisses von Religion, Medien und Gesellschaft sowie der Arzt-Patienten-Kommunikation.

Langjährige Beschäftigung mit Grundfragen jüdisch-christlicher Spiritualität und Verständigung.

Neue Veröffentlichungen:

„Medizin und Mitgefühl. Die heilsame Kraft empathischer Kommunikation“ Böhlau-Verlag Wien. Köln/Weimar 2007;

„Versöhnung. Spiritualität im Zeichen von Thora und Kreuz. Spurensuche eines Grenzgängers“ Böhlau-Verlag Wien. Köln/Weimar 2008.

EU-Grundrechtagentur berichtet von Anstieg des Antisemitismus

Einen Anstieg antisemitischer Vorfälle in Europa registriert die EU-Grundrechteagentur (FRA). Das geht aus dem Bericht „Antisemitismus: Zusammenfassung der Situation in der EU 2001 bis 2008“ hervor, den die FRA in Brüssel veröffentlichte. Nach Untersuchungen sei die Anzahl von antisemitischen Zwischenfällen in der EU seit Dezember 2008 wieder gestiegen, sagte FRA-Direktor Morten Kjaerum laut einer Aussendung. Dieser Anstieg sei „sehr bedenklich“, betonte Kjaerum. „Es ist zwar noch zu früh, diesen Anstieg zu begründen, aber die Situation im Nahen Osten und die Weltwirtschaftskrise könnten teilweise Gründe dafür sein.“

„Jeder hat das Recht, sich sicher und geschützt zu fühlen, egal, zu welchen Glauben und ethnischer Gruppe er gehört“, unterstrich Kjaerum. Politiker in der ganzen EU müssten klar machen, „dass Intoleranz und Aggressionen in jeder Form vollkommen inakzeptabel sind“.

Der österreichische Verfassungsschutz berichtete demnach von 15 antisemitische Straftaten im Jahr 2007 und von je acht in den beiden Vorjahren. Inoffizielle Statistiken, die ein breites Spektrum an als antisemitisch charakterisierbaren Vorfällen verzeichnen, geben allerdings deutlich höhere Zahlen an. So spricht das unabhängige Forum gegen Antisemitismus laut dem FRA-Bericht von 62 Vorfällen in 2007 und 125 im Jahr zuvor.

Der Bericht „Antisemitismus: Zusammenfassung der Situation in der EU 2001 bis 2008“ ist die fünfte Aktualisierung des FRA-Berichts „Antisemitische Vorfälle in der EU“ aus dem Jahr 2004.

http://fra.europa.eu/fraWebsite/attachments/Antisemitism_Update_2009.pdf